

Zwischen den Zeiten.

Das uns zur Besprechung zugesandte neueste Heft der Vierteljahrschrift: „Zwischen den Zeiten“ (im Verlag Chr. Kaiser in München) zeigt wieder einen erfreulichen Fortschritt in dem Fortschreiten seiner Herausgeber. Es wird immer deutlicher gesagt, was die Offenbarung im Gegensatz zu aller bloß menschlichen Eingebung ausspricht, während früher aus diesen Kreisen der entscheidende Nachdruck darauf gelegt wurde, zu sagen, was die Offenbarung nicht sei, nicht bedeute, nicht wolle. Nun aber wird in erfreulicher Abklärung neben die Negation die Position gestellt, ohne die es ja auch keine entschiedene Negation gibt.

Karl Barth betont im knappen, gedankentieferen ersten Aufsatz: „Menschenwort und Gotteswort in der christlichen Predigt“, daß die Predigt ein Zeugnis von der Realität Gottes sein muß, der durch die Bibel zu uns redet. Menschenworte sind keine Offenbarung, sie können nur Zeugnis der Offenbarung sein. Die Kirche ist der mystische Leib des fleischgewordenen Wortes, wie unsere Alten gesagt haben. Wo dieses Haupt ist, Christus, da ist auch dieser Leib und seine Funktion ist es, jenen zu verkündigen, bis daß er kommt. Mit der Kirche ist das Wort am Wort. „Die Dienstleistung der Kirche, also die Aufgabe der Predigt als einer menschlichen Rede über Gott, kann nur darin bestehen, Gottes eigenem Wort Aufmerksamkeit, Respekt und sachliches Verständnis zu verschaffen. Dienst heißt Gehorsam: Gehorsam gegen Gottes Befehl, der uns überbrächt wird. Die Ueberbringer sind die Propheten und Apostel mit ihrem Wort. Daran haben wir uns zu halten.“

„Die Kirche wendet sich an den Menschen als an den Gefangenen Gottes, der nach Gott nur fragen muß und nach Gott nur fragen kann. Der Mensch kann nur fragen. Gott gibt die Antwort. Menschenworte werden immer nur verhüllte Fragen nach Gott sein können. Aber diese Fragen, so versteht ja die Kirche ihr eigenes Reden, ist immer schon ein Echo der göttlichen Antwort..... Die Kirche sieht die Bedrängnis des Menschen, die ihm gerade daraus erwächst, daß seine tiefste Realität seine Frage nach Gott ist. Mit dem Schicksal, mit der Natur, mit den Göttern und Götzen kann man fertig werden. Mit Gott kann man nicht fertig werden. Und weil die Kirche daran glaubt, daß der Mensch nach Gott fragen muß, darum weiß sie, daß seine Lebensunruhe unstillbar ist, daß sie in immer neuen Formen immer neu ausbrechen wird, anders in unserer Zeit als in vergangenen Tagen, anders im persönlichen Leben, anders in den großen Problemen des öffentlichen, des Völkerlebens, anders in der Jugend, anders im Alter, aber immer wieder ausbrechen.“

„Die Antwort der Predigt ist grundsätzlich eine indirekte Antwort. Indirekt heißt nicht: eine zweideutige, eine doppelstimmige, heißt nicht: eine ausweichende Antwort. Indirekt heißt eine Antwort, die klar und bestimmt auf die von einem andern gegebene und zu gebende Antwort hinweist. Dieser andere ist hier natürlich Gott und seine Antwort sein eigenes Wort. In dem Augenblick, wo wir das direkt mitteilen wollen als unser Erlebnis, als unsern Besitz, als unsere Gewißheit, fallen wir Gott ins Wort, vergessen, daß alle Menschen Lügner sind und machen Gott durch Mißbrauch seines Namens unglaublich bei den Menschen.“

Am Schluß seiner Ausführungen weist der Verfasser auf die Notwendigkeit einer an Haupt und Gliedern neuen, das heißt einer sachlicheren Theologie hin. Sachlich ist eine Theologie, die zurückkehrt zu einer strengen, bescheidenen Schrifttheologie.

„Die Möglichkeit der Predigt sowohl der wissenschaftlichen Theologie steht und fällt mit der Bitte

um den hl. Geist, durch den Gott sein Wort selbst spricht und zu Gehör bringt und sich damit zum Dienst seiner Kirche bekennt.“

Man kann sich über diese Ausführungen Barths nur freuen und grundsätzlich mit ihnen einverstanden sein. Die Beschäftigung mit Calvin hat Barth immer tiefer zum Verständnis der reformierten Theologie gebracht, so daß er jetzt bekennt, was er vor Jahren mit der schärfsten Abwehr bekämpft hätte. Und wenn sich Barth mit der Frage nach dem Verhältnis dieser Welt der Schöpfung zur Welt der Erlösung noch weiterhin auseinandersetzt, so werden gewisse Spezialitäten einer allzu negativen Betonung der Andersartigkeit Gottes noch bei ihm ausgemerzt werden und manche abgeschmackte Abstraktheiten, die noch als Eierschalen einer frühern Zeit vorhanden sind, der Demut der Verbundenheit mit der irdischen Kreatur Platz machen.

Für diese Demut tritt im zweiten Aufsatz des besprochenen Heftes Erik Peterson in seinem Aufsatz: „Der Lobgesang der Engel und der mystische Lobpreis“ in einer Weise ein, daß man sich nur verwundert, solche Töne aus dieser Umgebung zu vernehmen. Man höre:

„Das heißt nicht glauben, die Augen verschließen vor dem, was noch da ist und sich zu dem flüchten, was unanschaulich und nie da ist und für den Glauben immer nur im Dunkeln greifbar und doch nicht greifbar ist. Das heißt nicht glauben, sich durch die Dialektik in eine Welt treiben zu lassen, wo es kein Sein mehr gibt, wo alles Unanschauliche beseitigt und alle Grenzen aufgelöst sind. Wo das Dunkel und das Chaos zum letzten Interpreten der Offenbarung wird. Nein, hinter dem gefallenem Menschen steht doch die Paradiesesordnung und die Schöpfung, und vor den Augen des gefallenem Menschen, der sein Haupt erhebt, wenn sich die Erlösung naht, steht nicht bloß der Aufruhr der Elemente und der wie ein Buch aufgerollte Himmel der letzten Tage, sondern auch der neue Himmel und die neue Erde in einer Anschaulichkeit, deren Licht und Klarheit über alles Dunkel unserer Herzen, alle Finsternis dieses Zeons triumphieren wird.“

Man höre weiter und erstaune noch mehr:

„Es ist seit dem Neukantianismus üblich geworden — und der Neukantianismus steht nicht nur hinter Kischl und seinen Schülern, sondern auch noch hinter Barth und Gogarten —, daß von dem Glauben in einer reichlich undialektischen Weise geredet wird. Die Furcht, daß eine Metaphysik jemals Gegenstand des Glaubens werden könnte, hat dazu geführt, daß man den Glauben in einer so abstrakten Weise von aller Welt des Seins losgelöst hat, daß er fast wie der moderne Funktionsbegriff nur noch über den Dingen schwebt, daß als Sünde nur noch die Sünde Adams, des Menschen überhaupt, gesehen wird, daß die Gnade nur noch als Verheißung, als Bogen in den Wolken, als Rechtfertigung des Menschen sichtbar wird.“

Es bedeutet in der Tat eine tapfere Wendung der Hefte: „Zwischen den Zeiten“, wenn sie solche Stimmen aufnehmen. Und wir wollen nur hoffen, daß derartige Stimmen nicht einen Riß, sondern eine Vertiefung und Klärung der gemeinsamen Arbeit, die diese Hefte leisten, hervorbringen. In den Ausführungen Petersons treten die Gedanken Augustins in großen Umriffen hervor, der Gottes Herrlichkeit in der Niedrigkeit der Kreatur offenbart sieht. Freilich steht daneben wie ein warnender Schatten die Sakramentsauffassung Petersons, der nicht ganz um die Gefahr einer magischen Auffassung des Sakramentes herumgekommen ist.

In einem weiteren Aufsatz behandelt Heinrich Barth die Frage der Deutung der Geschichte. Es geht über den Rahmen unseres Blattes, auf diese geistvollen Darlegungen näher einzutreten. Darum

sei hier nur eine Stelle aus dem Zusammenhange herausgegriffen, gegen die wir Vermahrung einlegen: „Meine Herren Theologen! Achten Sie die Gabe nicht gering, die uns in Kants praktischer Philosophie geschenkt ist! ... Betrachten Sie diese Lehre in derjenigen Freiheit, die Ihnen die Distanz des Ueberblicks über die Jahrtausende gewährt. Sie werden dann mit mir Kants praktische Philosophie aus dem Geiste platonischer oder auch johanneischer Logoslehre heraus verstehen und ihre Tiefe zu würdigen wissen!“

Plato, Johannes und Kant! Eine hübsche Gesellschaft, nicht wahr? Es geht hier Heinrich Barth wie Thomas von Aquin mit Aristoteles, den Thomas schlechthin den Philosophen nennt und mit dessen Argumenten er ruhig seine Glaubenslehre wie mit Stellen aus der Schrift stützt. Kants praktische Philosophie enthält den schärfsten Angriff auf das Herz der Bibel, den Kern des Evangeliums, nämlich die Rechtfertigung aus dem Glauben. Weder Voltaire noch Nietzsche haben in einer solchen kalt ausgerechneten Weise gegen die Gerechtigkeit allein aus dem Glauben gesprochen, als Kant es getan hat. Darum verschone man uns doch zukünftig damit, Kant mit dem Evangelisten Johannes zusammenzustellen!

Es folgt dann ein kurzer Aufsatz Alfons Bäumlers, der die geistige Verwandtschaft Kants und Kirkegaard nachweisen möchte, in einer ziemlich bedeutenden Anstrengung gelingt es, weil es eben gelingen muß.

Wieder ernsthaft wird das Heft am Schluß, Eduard Thurneysen über Kirche und Staat.

„Staatsfreundlich zu sein, ist der Kirche grundsätzlich verwehrt, wenn sie sich selber treu bleiben will. Die Kirche muß sich, wenn sie sich selber versteht, wehren gegen das übermächtig Andere draußen. Sie muß darum ringen, sich zu behaupten, nicht ihrer selbst wegen freilich, aber des ewigen Wortes wegen, das zu sagen ihr anvertraut ist.“

„Zwei sind's, Kirche und Staat, Staat und Kirche, und zwei sollen es bleiben. Keine Vermischungen, kein Ineinandergehen! Keine Kirche, die zum Staate wird, und kein Staat, der schließlich zur Kirche wird. Der Eine zu sein, ist Gottes Sache, nicht die unsere. Gerade indem wir zwei sind und zwei bleiben im vollen Gegensatz dieser Zweierheit, dienen wir dem Einen, der der Herr ist. Für uns in der Kirche gilt speziell, daß um die Selbständigkeit der Welt und des Staates nicht wir uns zu sorgen haben, solange wir in der Kirche sind. Welt und Staat sorgen schon für sich selber.“

Diese Worte können freilich mißverstanden werden. Weiter unten sagt Thurneysen: „Unsere Zugehörigkeit zum Staat und zum Volk bewähre sich darin, daß wir das ganze Leben des Volkes unablässig und treu unter Gericht und Gnade des Wortes Gottes zu stellen suchen.“ Von hier aus kann der Weg zu der Stellung, die wir als Christen zum Staat einzunehmen haben, noch besser gefunden werden, als wenn Thurneysen sagt: „Wir werden gelassen und sogar freundlich denken und sagen: Welt ist Welt, gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und unsern eigenen Weg gehen: ... aber Gott, was Gottes ist.“

Wenn wir Gottes Wort ernst nehmen, daß wir dem Staat etwas zu geben haben, weil wir durch die gemeinsame Schuld auch am gemeinsamen Leid tragen müssen, und durch Gottes allgemeine Gnade auch zu einem gemeinsamen staatlichen Leben verbunden sind, das nicht nur nach menschlichen Rechten, sondern nach den Schöpfungsordnungen Gottes geführt werden soll, so werden wir nicht mehr mit so gutem Gewissen einfach den Staat „breite, lichte, volle Straßen wandern“ lassen, sondern uns zur tätigen Mitarbeit am Staat verpflichtet fühlen, in der demütigen Anerkennung